



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
Main Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

Ausnahmedichtung. 'Tonka' und das unsichere Wissen vom Exzeptionellen

Schildmann, Mareike

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110340570.106>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-140643>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Schildmann, Mareike (2012). Ausnahmedichtung. 'Tonka' und das unsichere Wissen vom Exzeptionellen. Musil-Forum. Beiträge zur Literatur der klassischen Moderne, 32:106-129.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110340570.106>

MAREIKE SCHILDMANN

Ausnahmedichtung

Tonka und das unsichere Wissen vom Exzeptionellen

ABSTRACT: In his theoretical and essayistic writings Robert Musil defined the »exception« as a programmatic concept in his poetics. With the example of Musil's novella *Tonka* the exception will be conceived as a genuinely modern figure, which alongside its poetological implications, can be connected to various discourses of knowledge. The exception in *Tonka* appears in the guise of an impossible pregnancy and addresses an epistemological problem facing the sciences and humanities at the beginning of the 20th century: The challenge to the causal-mechanistic world order from the discovery of the accidental, unpredictable event and the aporias caused by the probabilistic and statistic paradigm that followed. By anticipating these modern discourses, it can be shown that *Tonka* represents a concept of modern poetry, which deals with the fragile borders of fate and accident, norm and deviation, exemplary and unprecedented.

1. Einleitung

In seinem programmatischen Essay *Skizze der Erkenntnis des Dichters* (1918) bestimmt Robert Musil die Ausnahme zum Kennzeichen jenes nicht-ratioiden Gebietes, das er als das genuine Schaffens- und Erkenntnisfeld der Literatur betrachtet (vgl. GW II, S. 1028 f.). Als »Giltigkeitsgrenze[] der Gesetze« und Moment des »Einmalige[n]« (GW II, S. 990), als Bruch mit konventionellen Ordnungsstrukturen bildet das Phänomen der Ausnahme den poetischen und poetologischen Fluchtpunkt seines Werkes.¹ Auch Musils Novellenzyklus *Drei Frauen*, der 1924 erschien und von der Forschung lange vernachlässigt wurde, kreist um das Motiv der Ausnahme als dem singulären, außergewöhnlichen Einzelfall: Die Novelle wird hier zum Verhandlungsort seltsamer Zufälle und Anomalien, die die moralische, epistemologische und

1 Vgl. Wolfgang Schraml: *Relativismus und Anthropologie. Studien zum Werk Robert Musils und zur Literatur der 20er Jahre*. München 1994, S. 238. Während das Motiv der Ausnahme in Musils Erstlingswerk *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906) im Kontext einer epistemologischen Fragestellung nach der anderen, nicht-begrifflichen Seite von Wirklichkeit thematisiert wird, entwickelt Musil in seinem unvollendeten Lebenswerk *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930/1932/postum) ein literarisches Versuchslabor, in dem die Frage nach den Voraussetzungen eines möglichen Lebens außerhalb des Regelhaften experimentell durchgespielt wird.

perzeptive Ordnung durchbrechen und existentielle Wendepunkte in den Biographien der Protagonisten markieren.²

Die Konfrontation mit dem ›Primitiven‹, das als Suspendierung der Regeln und Ordnung der Zivilisation erlebt wird (*Grigia*), das plötzliche Ende eines über Generationen andauernden Kampfes (*Die Portugiesin*) und eine rätselhafte Schwangerschaft der Geliebten (*Tonka*) werden in den Novellen als Ereignisse von irritierender Diskontinuität verhandelt. Die Ausnahme erscheint in ihren verschiedenen narrativen Figurationen als Störfall, als die willkürliche, aber auch befreiende Abweichung von der regelhaften Ordnung und verweist auf den ›blinden Fleck‹ im Streben nach einer logisch-rationalen Verfügbarmachung von Wirklichkeit.

Die Bedeutung der Ausnahme für Robert Musils Œuvre bzw. für seine Novellen ist in der Forschungsliteratur bislang nur wenig beachtet worden. Wo sie Erwähnung findet, geschieht dies in einem beiläufigen oder rein werkimmanenten Sinne,³ in Bezug auf die dichtungstheoretischen Bestimmungen Musils, im Zusammenhang mit dem Begriff des ›Nicht-Ratioïden‹ und mit der insbesondere für Musils spätere Schriften konstituierenden Idee eines ›anderen Zustands‹.⁴

Im Unterschied zum Begriff des ›anderen Zustands‹, der seit 1925 von Musil selbst verstärkt als Schlüsselkonzept seines Werkes bemüht wurde,⁵ fehlt seinen Ausführungen zur Ausnahme jedoch eine klare theoretische Konsistenz: Die literarische und essayistische Auseinandersetzung mit Phänomenen der Ausnahme eröffnet vielmehr ein semantisches Feld, in dem Diskontinuitäten, Anomalien und Irritationen in Regelstrukturen der verschiedensten

2 Vgl. Wolfgang Rath: Die Novelle. Göttingen 2002, S. 295.

3 Dies kritisiert auch Elmar Locher, der die Ausnahme im Zusammenhang mit dem Ereignis- und Singularitätsbegriff bei Musil erläutert und dabei als einer der wenigen auf Parallelen zu einer Rhetorik und Konzeption der Ausnahme bei Carl Schmitt und Walter Benjamin verweist. Vgl. Elmar Locher: Die Stimme der Amsel in den Stimmen der *Amsel*/ Robert Musils, in: Walter Busch, Ingo Breuer (Hg.): Robert Musils *Die Amsel*. Kritische Lektüren. Materialien aus dem Nachlaß. Wien, Innsbruck, Bozen 2000 (= Essay & Poesie, Bd. 11), S. 131–158, hier S. 156.

4 Vgl. Hans-Georg Pott: Anderer Zustand/Ausnahmestand, in: ders., Hans Feger, Norbert Christian Wolf (Hg.): Terror und Erlösung. Robert Musil und der Gewaltdiskurs der Zwischenkriegszeit. München 2009 (= Musil-Studien, Bd. 37), S. 141–167. In seinem Aufsatz setzt Pott den Ausnahmebegriff von Carl Schmitt in Bezug zu Musils Konzept eines ›anderen Zustands‹, den er entgegen der verbreiteten Forschungsliteratur nicht als ein ästhetisches Programm, sondern als das »maskierte Politische« (S. 141) interpretiert und in die Nähe zu charismatischen und totalitären Gemeinschaftskonzepten der 1920er Jahre setzt.

5 Robert Musil verweist zum ersten Mal in seinem Essay *Ansätze zu neuer Ästhetik. Bemerkungen über eine Dramaturgie des Film* (1925) auf einen »andern« Zustand! [»den er zum Gegenstand der Kunst, Ethik und Mystik bestimmt und der insofern supplementär zu dem Konzept des ›Nicht-Ratioïden‹ gedacht werden kann (GW II, S. 1137–1154, hier S. 1154). Zentral wird der Begriff im Spätwerk Musils, insbesondere in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Das utopische Projekt des ›anderen Zustands‹ bildet einen Fluchtpunkt von Ulrichs Bestrebungen und wird als Gefühlsdisposition der Eigenschaftslosigkeit und Selbstidentität von Ich und Welt entworfen. Vgl. hierzu etwa Marie-Louise Roth: Robert Musil. Ethik und Ästhetik. Zum theoretischen Werk des Dichters. München 1972, S. 90–112.

Bereiche in den Blick genommen und in den zeitspezifischen Wissenskontext der Moderne gesetzt werden.

In Ritters *Historischem Wörterbuch der Philosophie* wird die Ausnahme definiert als ein »Fall, [...] der wegen [...] besonderer Umstände nicht [...] von der Regel gedeckt ist«, als die »konkrete Nichtanwendbarkeit einer an sich einschlägigen Regel«. ⁶ Der Begriff der Ausnahme erlebte in den 1920er Jahren eine Konjunktur ⁷ und erhielt insbesondere in der dezisionistischen Rechtslehre Carl Schmitts eine theoretische Begründung. ⁸ Auch jenseits seines juristischen Gebrauchs kann er jedoch als paradigmatisch für die Beschreibung einer Gesellschaft gelten, die angesichts der Erfahrung von Krieg, Revolution, aber auch sozialer und technisch-wissenschaftlicher Umwälzungen in ihren moralischen, ontologischen und epistemologischen Fundamenten erschüttert wurde. ⁹ Die Erkenntnis der Grenzen der tradierten kategorialen Ordnung trifft in diesem historischen Rahmen auf einen Diskurs, der Anfang des 20. Jahrhunderts in zahlreichen Wissensfeldern ausgebildet wird: In der politischen Theorie ebenso wie in den Naturwissenschaften (insbesondere der Physik und Mathematik), der Anthropologie, Moralphilosophie und Wahrnehmungstheorie wird jener »Sinn für Durchbrechungen«, ¹⁰ für singuläre Abweichungen und »Ausnahmefälle« entwickelt, der auch Robert Musils poetologischen Bestimmungen von 1918 eingeschrieben ist. ¹¹

Am Beispiel der *Tonka*-Novelle soll gezeigt werden, wie das Konzept der Ausnahme für die Lektüre der literarischen Texte Musils produktiv gemacht

6 Hasso Hoffmann: Ausnahme, in: Joachim Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 1: A–C. Basel 1971, Sp. 668.

7 Vgl. Michael Makropoulos: *Modernität als ontologischer Ausnahmezustand?* Walter Benjamins Theorie der Moderne. München 1989, S. 34.

8 Carl Schmitt: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*. Berlin 1922. Schmitt bemüht sich insbesondere im 1. Kapitel um eine allgemein-epistemologische Behandlung des Ausnahmebegriffs und verweist auf die »[a]llgemeine Bedeutung des verschiedenartigen wissenschaftlichen Interesses an Regel (Norm) oder Ausnahme« (S. 6). Sowohl Walter Benjamin als auch Giorgio Agamben knüpfen an den Ausnahmebegriff bei Carl Schmitt an. Da sie sich in ihrer Auseinandersetzung mit der Ausnahme auf die politisch-juridische Dimension des Begriffs konzentrieren, werden sie in diesem Aufsatz nicht bzw. nur am Rande berücksichtigt. Vgl. Giorgio Agamben: *Ausnahmezustand. Homo sacer II*. Frankfurt a. M. 2004; Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1990, S. 697.

9 Vgl. Makropoulos: *Modernität* (s. Anm. 7), S. 34–36.

10 Carl Schmitt: *Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923–1939*. Hamburg 1940, S. 47.

11 Gaston Bachelard: *Epistemologie*. Berlin, Hamburg 1974, S. 20, beschreibt die »tiefgreifende epistemologische Diskontinuität«, die Anfang des 20. Jahrhunderts Naturwissenschaft und Mathematik erfuhren, in seiner *Epistemologie*: »Die Wissenschaften der Physik und der Chemie können in ihrer zeitgenössischen Entwicklung epistemologisch als Bereiche des Denkens charakterisiert werden, die geradewegs mit der gewöhnlichen Erkenntnis brechen«. Makropoulos: *Modernität* (s. Anm. 7), S. 31–35, bestimmt die Moderne im Anschluss an Benjamin als einen »kulturellen«, »ontologischen« und »metaphysischen« Ausnahmezustand, da die konventionellen Ordnungen als kontingent erkannt werden.

werden kann, insofern es die poetologischen, narrativen und diskursiven Ebenen seines Schreibens pointiert miteinander in Verbindung setzt. Die hier vorgestellte Lektüre ist dabei von gewissen methodischen Vorentscheidungen bestimmt. Zum einen versucht der Artikel jener rekursiven Schleife zu entgehen, die droht, sobald eine Interpretation allein den Vorgaben einer Autorpoetik folgt. In diesem Sinne und auch als Ergänzung zu einer bereits umfangreichen bestehenden Forschungsliteratur steht eine dezidiert wissenschaftliche Befragung der von Musil angeregten Denkfigur der Ausnahme und seines Textes im Vordergrund. Die Lektüre von *Tonka* konzentriert sich dabei – zum anderen – auf eine epistemologische Lesart des Ausnahmebegriffs, die einen spezifischen (natur-)wissenschaftlichen Diskurs der Zeit mit aufruft. Obwohl die Frage nach dem Verhältnis von Regel und Ausnahme durchaus auch für andere Schauplätze des Musil'schen Werkes relevant ist (in Bezug auf *Tonka* wäre etwa an Probleme der Moral und der Wahrnehmungsästhetik sowie des erzähllogischen Einsatzes einer »Ausnahmedichtung« zu denken), können diese Aspekte im Folgenden nur am Rande einbezogen werden.

Zunächst soll die Stellung der Ausnahme in Musils dichtungstheoretischen Überlegungen eingehender betrachtet werden und in Bezug zu einem gattungspoetischen Wissen gesetzt werden. In einem zweiten Schritt wird die Frage nach dem Verhältnis von Norm und Abweichung, von Kontinuität und Ereignis, von Schicksal und Zufall, die Musils Novelle *Tonka* antreibt, in Zusammenhang mit jener epistemologischen Krise gestellt, die sowohl die Wissenschaften Anfang des 20. Jahrhunderts als auch die theoretischen Studien Robert Musils jener Zeit prägt. Die Ausnahme wird in der Erzählung als ein Aussetzen der Regeln der Kausalität verhandelt, das eines der wirkmächtigsten Ordnungs- und Rationalitätsprinzipien seit der Frühen Neuzeit darstellt. Der durch den Protagonisten unternommene Versuch, den Störfall von Tonkas rätselhafter Schwangerschaft und Erkrankung durch Rekurse auf probabilistische Konzepte zu normalisieren, korrespondiert, wie zu zeigen sein wird, mit einer historischen Konjunktur des Wahrscheinlichkeitsdiskurses. Dabei treten jedoch Ambivalenzen auf, die zuletzt wiederum mit poetologischen Überlegungen Musils aus dem Nachlass enggeführt werden. Sie verdeutlichen, dass gerade für die Moderne die Frage nach dem Verhältnis von Ausnahme und Regel auf eine virulente Art und Weise neu verhandelt werden muss, und lassen *Tonka* als poetisches Experimentierfeld dieses Prozesses erscheinen.

2. Die Ausnahme als poetologisches Programm

Die Ausnahme wird von Robert Musil explizit in seinem grundlegenden und vielzitierten Essay *Skizze der Erkenntnis des Dichters* (GW II, S. 1025–1030) von 1918 zum zentralen Gegenstand von Dichtung bestimmt und theoretisch

fundiert. In diesem kurzen Text differenziert Musil zwei komplementäre Denkhaltungen und Bereiche menschlicher Erkenntnis, die er als das Ratioide versus Nicht-Ratioide konturiert.¹² Das ratioide Gebiet umfasst dabei, so Musil, »alles wissenschaftlich Systematisierbare, in Gesetze und Regeln zusammenfaßbare«, und ist gekennzeichnet durch »eine gewisse Monotonie der Tatsachen, durch das Vorwiegen der Wiederholung«. Die Ereignisse fügen sich in vorgegebene Gesetze, Regeln und Begriffe ein, lassen sich eindeutig beschreiben und vermitteln (GW II, S. 1026 f.). Das Ratioide ist nach Musil »beherrscht vom Begriff des Festen und der nicht in Betracht kommenden Abweichung.« Deshalb bezeichnet er es als Gebiet »der Herrschaft der ›Regel mit Ausnahmen‹« (GW II, S. 1028) – und situiert es im Erkenntnisbereich der Naturwissenschaften und in der Mathematik. Im Gegensatz dazu definiert Musil das Nicht-Ratioide als das »Gebiet der Herrschaft der Ausnahmen über die Regel« (GW II, S. 1028). Die Ausnahme verweist auf die Dimension des Individuellen, des Nicht-Systematisierbaren und Unberechenbaren, das sich jeglicher gesetzlichen und regelhaften Subsumierung widersetzt: »Die Tatsachen unterwerfen sich nicht auf diesem Gebiete, die Gesetze sind Siebe, die Geschehnisse wiederholen sich nicht, sondern sind unbeschränkt variabel und individuell« (GW II, S. 1028). Das nicht-ratioide Phänomen der Ausnahme ist für Musil vor allem in ethischen und ästhetischen Fragestellungen von Bedeutung (GW II, S. 1028), jedoch gewinnt es zunehmend auch in den klassisch ratioiden Bereichen an Bedeutung: Angesichts der historischen Umbrüche in den Wissenschaften und der Mathematik habe sich die Vorstellung eines rein ratioiden Gebietes letztlich als eine Fiktion erwiesen, denn auch hier »schwankt [...] der Boden«, sind die »Grundlagen [...] ungesichert« (GW II, S. 1027).

Das nicht-ratioide Feld der Ausnahme umfasst die »nicht beachtete Einsamkeit der bloßen Tatsachen, der *Zufälle*, dessen was *nichts als Ereignis* ist« (GW II, S. 990; Hervorhebungen M. S.). Es bildet damit für Musil das genuine »Heimatgebiet des Dichters«, das »Herrschaftsgebiet seiner Vernunft« (GW II, S. 1029).

Die Novelle, so lässt sich aus frühen novellentheoretischen Überlegungen Musils schließen, stellt ein privilegiertes Format für die literarische Behandlung der Ausnahme dar. So bestimmt Musil drei Jahre nach der Publikation seines ersten Novellenbandes *Vereinigungen* (1911) das Erlebnis der Ausnahme zum poetischen Kern der Novelle. In einer Rezension mit dem Titel

12 Musil lässt allerdings offen, ob er das Ratioide bzw. Nicht-Ratioide als zwei ontologische Dimensionen von Wirklichkeit oder als zwei methodische Erkenntnishaltungen bzw. Herangehensweisen an Wirklichkeit – oder als beides – versteht. Vgl. Birgit Nübel: Relationismus und Perspektivismus. Karl Mannheim und Robert Musil, in: Matthias Luserke-Jaqui (Hg.): »Alle Welt ist medial geworden«. Literatur, Technik, Naturwissenschaft in der klassischen Moderne. Internationales Darmstädter Musil-Symposium. Tübingen 2005 (= Studien und Texte zur Kulturgeschichte der deutschsprachigen Literatur, Bd. 4), S. 141–161, hier S. 158.

Literarische Chronik (GW II, S. 1465–1471) stellt Musil unter dem Stichwort »Die Novelle als Problem« fest, dass ein Dichter »nur als Ausnahme eine bedeutende Novelle schreiben« könne und exploriert:

Denn eine solche ist nicht er [i. e. der Dichter], sondern etwas, das über ihn hereinbricht, eine Erschütterung; nichts wozu man geboren ist, sondern eine Fügung des Geschicks. – In diesem einen Erlebnis vertieft sich plötzlich die Welt oder seine Augen kehren sich um; an diesem einen Beispiel glaubt er zu sehen, wie alles in Wahrheit sei: das ist das Erlebnis der Novelle. *Dieses* Erlebnis ist selten und wer es öfters hervorrufen will, betrügt sich. [...] Es ist ohne weiteres sicher, daß man große innere Umkehrungen nur ein- oder ein paarmal erlebt; die sie alle Monate erlebten [...], hätten ihr Weltbild nicht so fest verankert, daß seine Losreißung von Bedeutung sein könnte. (GW II, S. 1465)¹³

Das Erlebnis der Ausnahme ist damit gleichermaßen exklusive biographische Voraussetzung wie dramaturgischer Fluchtpunkt der novellistischen Narration.¹⁴ Es ist charakterisiert durch Plötzlichkeit, Ereignishaftigkeit und Singularität,¹⁵ es führt zu einer »Losreißung« vom »Weltbild«, zu »große[n] innere[n] Umkehrungen« und irreversiblen Brüchen in den Lebensläufen der Erlebenden.

Diese Definition verweist auch auf die historische Gattungstradition der Novelle, gilt diese doch seit Goethe als Erzählung von der »sich ereignete[n], unerhörte[n] Begebenheit«.¹⁶ Die Fokussierung der Novelle auf den isolierten Einzelfall, dessen seltsame, nicht voraussehbare Wendung diesen zu einem einzigartigen, beispiellosen Ereignis werden lässt, kann als ein konstantes Merkmal der Novellendichtung gelten.¹⁷ So wird etwa in den Schriften des Novellentheoretikers Paul Heyse der zentrale Konflikt der Novelle

13 Anlass der Rezension sind neueröffentliche Novellen von Robert Walser, Franz Kafka und Max Brod.

14 Vgl. Rath: Novelle (s. Anm. 2), S. 273.

15 Elmar Locher hat in diesem Kontext auf die Bedeutung des Singulären in der zeitgenössischen Wissenschaftstheorie hingewiesen. In der Chaostheorie wird der Begriff für eine plötzlich auftauchende, marginale Änderung im Verhalten eines Systems verwendet, durch die sich das ganze System in unkontrollierbarer Weise transformiert. Vgl. Elmar Locher: Annäherungen an den Zusammenhang von Singularität, Differenz und Wiederholung in Robert Musils *Die Amstel*, in: Marianne Schuller, Elisabeth Strowick (Hg.): Singularitäten. Literatur – Wissenschaft – Verantwortung. Freiburg i. Br. 2001, S. 73–92, hier S. 74.

16 Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1968, S. 201 (Gespräch vom 29.[25.] 01. 1827).

17 Benno von Wiese: Novelle. Stuttgart 1969, S. 9. So heißt es etwa bei Tieck: »Die Novelle stellt einen großen oder kleinen Vorfall ins hellste Licht, der so leicht er sich ereignen kann – doch wunderbar, vielleicht einzig ist.« (Ludwig Tieck's Schriften. Hg. v. Ludwig Tieck. Bd. 27: Ludwig Tieck's Gesammelte Novellen. Vorbericht zum elften Band. Nachdr. der Ausg. 1828/1854. Berlin 1966, S. 86 f.) Gleichwohl hat sich Musil kaum mit der Theorie und Geschichte der Novelle auseinandergesetzt. Vgl. Nanda Fischer: »Eine plötzliche und umgrenzt bleibende geistige Erregung ...«. Zum Novellenbegriff Robert Musils, in: Monatshefte 65/3 (1973), S. 224–240, hier S. 224.

als »Ausnahmefall« und Ausdruck des »höchst [I]ndividuelle[n]« beschrieben.¹⁸

Das Erlebnis der Ausnahme ist ein singuläres Ereignis, das nur selten und scheinbar schicksalhaft über den Menschen »hereinbricht«.¹⁹ Dennoch setzt seine Wahrnehmung, so Musil, eine intellektuelle wie emotionale Grunddisposition voraus. Die Ausnahmeerscheinung verlangt ein Subjekt, das eine gewisse Empfänglichkeit, eine Aufmerksamkeit für das Besondere und die Grenzen des Regelhaften besitzt. Eine solche Qualität weist Musil in der *Skizze* dem Dichter zu. »Man könnte ihn beschreiben [...] als den Empfindlichen [...], [d]essen Gemüt auf die imponderablen Gründe vielmehr reagiert als auf gewichtige« (GW II, S. 1026). In kritischer Positionierung zu einer (neo-)romantischen Genieästhetik sieht Musil den Dichter nicht als den »Ausnahmismenschen (von wo es zum Unzurechnungsfähigen nicht weit ist)«, sondern als den Menschen, »der auf die Ausnahmen *achtet*« (GW II, S. 1029; Hervorhebung M. S.).²⁰

3. Unzureichende Gründe.

Tonka im Wissenschaftsdiskurs der Zeit

Die *Drei Frauen* zählen zu den ersten literarischen Texten, die Musil nach Ende des Krieges verfasst hat, sie sind insofern auch in unmittelbarer Folge seiner dichtungstheoretischen Reflexionen entstanden. Der Novellenband erscheint erstmals 1924 im Rowohlt Verlag, die einzelnen Novellen werden vorher bereits separat veröffentlicht. *Tonka* erscheint 1922 in der Zeitschrift *Der Neue Roman*, die Entstehungsgeschichte reicht jedoch auf Tagebuchnotizen bis ins Jahr 1903 zurück. Obwohl ihnen die politisch-gesellschaftlichen

18 Zit. nach Rath: *Novelle* (s. Anm. 2), S. 245.

19 Auch der Dichter – so der Umkehrschluss – kann nicht fortlaufend Novellen produzieren: Die Novelle erhält den Status einer exklusiven Gattung, die nur unter besonderen, unter Ausnahmebedingungen, entstehen kann. Vgl. auch Rath: *Novelle* (s. Anm. 2), S. 271.

20 Obwohl Musils ›Theorie‹ der Ausnahme sich explizit als eine poetologische Programmatik erklärt und beinahe ausschließlich als solche gelesen wurde, verweist sein Text, 1918 verfasst, auch auf einen konkreten biographischen und historisch-lebensweltlichen Rahmen: Der Ausnahmezustand des Ersten Weltkrieges und die darauf folgenden politisch-gesellschaftlichen Umwälzungen, die zu dem Zerfall der österreichischen k. u. k. Monarchie geführt haben, bildeten jene Erschütterungen, die das Weltbild des Dichters nachhaltig veränderten und zugleich seinen theoretischen wie literarischen Texten eingeschrieben sind. Dass sich Dichtung und Krieg durch das gleiche Prinzip, nämlich durch das Erlebnis der Ausnahme konstituieren, bezeugt Musil selbst unmittelbar nach Kriegsausbruch 1914 in euphorischen Worten: »Unsere Dichtung war eine [...] Dichtung der Ausnahme von der Regel und oft schon der Ausnahme von den Ausnahmen. In ihren stärksten Vertretern. Und sie war gerade dadurch in ihrer Art von dem gleichen kriegerischen und erobernden Geist belebt, den wir heute in seiner Urart verwundert und beglückt in uns und um uns fühlen.« Robert Musil: *Europäertum, Krieg, Deutschtum* [1914], in: GW II, S. 1020–1022, hier S. 1021. Der Aufsatz liest sich als Dokument der zeitypischen, wenn auch nur kurz andauernden Kriegsbegeisterung Musils.

Krisen ihrer Zeit implizit eingeschrieben sind, verweisen die Ausnahmeerlebnisse, die in den *Drei Frauen* und damit auch *Tonka* verhandelt werden, keineswegs auf Ereignisse politischer und staatlicher Natur, sondern auf die Grenzgebiete der Moral, der Erkenntnis und der geistig-kulturellen Ordnung.²¹

Wie auch in den beiden anderen Novellen wird der Protagonist in *Tonka* eingeführt als Vertreter einer zweckrationalen, analytischen Denkweise und Lebensart. Der Chemiker entspricht jenem Typus Mensch, den Musil in seinem Fragment gebliebenen Aufsatz *Der deutsche Mensch als Symptom* als »Tatsachenmensch« (GW II, S. 1364) bezeichnet hat: Regelmäßigkeit, objektive Berechenbarkeit und Beschreibbarkeit der »Wirklichkeit« sind die Fundamente seiner Weltauffassung.²² Er »stellte sich« – im Duktus des frühen Wittgenstein – »taub gegen alle Fragen, die nicht klar zu lösen sind«, und war »ein fanatischer Jünger des kühlen, trocken phantastischen, Bogen spannenden neuen Ingenieurgeist[es]« (GW II, S. 283). Als Naturwissenschaftler ist der Protagonist ein klassischer Repräsentant jenes kausal-mechanistischen Weltbildes, das seit der Frühaufklärung den dominierenden Rahmen des europäischen wissenschaftlichen und philosophischen Diskurses und seines Verständnisses von Rationalität gebildet hat.²³ Er ist ein Mensch mit »dem festen Punkt a«, ein »rationale[r] Mensch auf ratioidem Gebiet« (GW II, S. 1026).

Wie auch in *Die Portugiesin* hält das »Außer-Ordentliche«²⁴ in *Tonka* in Gestalt einer tödlichen Krankheit Einzug, von der die Geliebte des Chemikers kurz nach ihrer Schwangerschaft erfährt. Im Gegensatz zu der rätselhaften Erkrankung des Herrn von Ketten ist Tonkas Krankheit eine erforschte Krankheit, in der Ursache und Wirkung der Infektion klar bekannt sind: »Es war eine Krankheit, die entweder vom Kind ins Blut der Mutter getragen wird

21 *Die Portugiesin* und *Grigia* verweisen auf autobiographische Erfahrungen Musils aus den Kriegsjahren 1914–1918: Die Tagebuchaufzeichnungen aus jener Zeit fließen teils wortwörtlich in die Novellen der *Drei Frauen* ein. Der Erste Weltkrieg als Paradigma einer existentiellen Ausnahmesituation kann insofern durchaus auch als imaginärer Ausgangs- und Fluchtpunkt der *Drei Frauen* betrachtet werden. Vgl. Kurt Krottendorfer: Versuchsanordnungen. Das experimentelle Verhältnis von Literatur und Realität in Robert Musils *Drei Frauen*. Wien u. a. 1995 (= Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur, Bd. 35), S. 112.

22 Becker versteht das Ideal der nüchternen Verstandesorientiertheit, des Tatsachendenkens und der »Genauigkeit als Denkgewohnheit«, das die Protagonisten der Musil'schen Schriften in den 1920er Jahren vertreten, nicht nur als Rückbezug zu Nietzsches Philosophie der Vivisektion, sondern auch als Antizipation einer Ästhetik der Neuen Sachlichkeit. Vgl. Sabina Becker: Von der »Trunksucht am Tatsächlichen«. Robert Musil und die neusachliche Moderne, in: Musil-Forum 29 (2005/2006), S. 140–160, hier S. 143.

23 Tim Mehigan: Robert Musil, Ernst Mach und das Problem der Kausalität, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 71 (1997), S. 264–287, hier S. 278.

24 Bernhard Waldenfels: Studien zur Phänomenologie des Fremden. Bd. 4: Vielstimmigkeit der Rede. Frankfurt a. M. 1999, S. 171.

oder ohne diesen Umweg vom Vater« (GW II, S. 288).²⁵ Da der Chemiker jedoch nicht krank ist, muss Tonkas Krankheit entweder – unter Bewahrung der kausal determinierten Ordnung – als Beweis ihrer Untreue gelten, oder aber als Produkt eines unvorhersehbaren und regellosen Zufalls.²⁶ Musil notiert in sein Arbeitsheft:

Tonka: Das eingekapselte Protozoon: Man trägt den Tod in sich, man braucht nur den bestimmten Zufall zu erfahren und das Protozoon entkapselt sich; es ist wie wenn der Tod irgendwo stünde und wartete, bis man zufällig vorbeikommt. (Tb I, S. 111)

Die Ereignisse um Tonka lassen eine Leerstelle zu Tage treten, in der sich ein Bruch offenbart, ein Moment des Akausalen, das das »Willkürliche im Naturgesetz«²⁷ (Tb I, S. 459) offenlegt und – im Sinne der epistemologischen Deutung des Ausnahmebegriffs bei Carl Schmitt – »die Einheit und Ordnung des rationalistischen Schemas [verwirrt]«. ²⁸ Die schwangere Geliebte wird zu einem »Störfall« innerhalb des auf Kausalität ausgerichteten Ordnungsdenkens des Chemikers.²⁹

Diese Erschütterung des Denkens durch die Konfrontation mit einer im kausal-mechanistischen System nicht denkbaren Ausnahme ist eine Erfahrung, die nicht nur den Protagonisten der Novelle, sondern auch die Protagonisten der Wissenschaft jener Zeit – Robert Musil eingeschlossen – ereilt. So hat der Dichter und Diplomingenieur schon früh ein kritisches Bewusstsein für die Problematik des mechanistischen Weltbildes entwickelt; angeregt wurde es vor allem durch seine Nietzsche-Lektüre.³⁰ Im Rahmen seiner Erkenntniskritik hatte Nietzsche den objektiven und universellen Wissensanspruch der positivistisch orientierten Wissenschaft einer Kritik unterzogen, die sich auch gegen ein traditionelles Verständnis von Kausalität richtet: Das abendländische Verständnis von Ursache und Kausalität, so hebt Nietzsche in *Menschliches, Allzumenschliches* hervor, ist eine Projektion des Menschen in die Welt, ein metaphorisches und anthropo-

25 Die vom Erzähler skizzierten Übertragungswege sind medizinisch nicht korrekt, da die Mutter nur direkt durch den Vater infiziert werden kann. Allerdings glaubte man bis Anfang des 20. Jahrhunderts an die Möglichkeit einer genetischen Übertragung der Syphilis, die folglich vom Vater an das Kind weitergegeben werden kann und die Mutter durch den Mutterleib ansteckt. Vgl. Hermann Napp: Zur Frage der Vererbung der Syphilis, in: *Archives of Dermatological Research* 70/2 (1905), S. 263–276, hier S. 264.

26 Vgl. Mehigan: Kausalität (s. Anm. 23), S. 278.

27 So lautet der Titel eines geplanten, allerdings nie realisierten Aufsatzes Musils.

28 Schmitt: Politische Theologie (s. Anm. 8), S. 20.

29 Vgl. Roger Willemsen: Devotionalien. Über Musils *Tonka* und Godards *Je vous salue Marie*, in: Joseph Strutz (Hg.): *Kunst, Wissenschaft und Politik von Robert Musil bis Ingeborg Bachmann*. München 1986 (= Musil-Studien, Bd. 14), S. 81–103, hier S. 95: »Dem Logos des Protagonisten entzieht sich die Existenz Tonkas also [...]. Er bewegt sich weitgehend auf der Ebene einer vorausgesetzten Kausalität, während diese von Tonka existentiell durchbrochen wird.«

30 Vgl. Hans-Joachim Pieper: *Musils Philosophie. Essayismus und Dichtung im Spannungsfeld der Theorien Nietzsches und Machs*. Würzburg 2002, S. 9.

morphes Produkt primitiver Vernunft und Sprache.³¹ Die nietzscheanische Wissenschafts- und Wissenskritik wurde einige Jahrzehnte später von dem Wissenschaftstheoretiker Ernst Mach aufgegriffen, der in seinem Werk die Newton'schen Postulate einer absoluten Zeit, eines absoluten Raums und der Kausalität als bloße denkökonomische Notwendigkeiten entlarvte.³² Musil setzt sich in seiner Dissertation, die er 1908 bei Carl Stumpf, Direktor des Psychologischen Instituts in Berlin, einreichte, ausführlich mit Mach und auch der von ihm aufgeworfenen Kausalitätsproblematik auseinander.³³

Mit seiner Infragestellung eines universellen Kausalgesetzes antizipierte Mach theoretisch die Umbrüche, die sich in den Naturwissenschaften und insbesondere in der Physik zu Beginn des 20. Jahrhunderts einstellten. »Die tiefsten Grundlagen der Mathematik sind ungesichert, die Gesetze der Physik gelten nur angenähert, und die Gestirne bewegen sich in einem Koordinatensystem, das nirgends einen Ort hat« (GW II, S. 1027). In diesen Worten fasst Musil in seiner *Skizze der Erkenntnis des Dichters* die Krise der Rationalität in den Wissenschaften zusammen. Musil, der im Nebenfach Mathematik und Physik studiert hatte, wusste um die rasanten Erkenntnisfortschritte und die durch die Paradigmenwechsel entstandenen Grundlagenprobleme in den naturwissenschaftlichen Disziplinen:³⁴ Im Rahmen seines Studiums wie auch in

31 Vgl. Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke in 15 Bänden. Kritische Studienausgabe. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Bd. 2: Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Berlin u. a. 1980, S. 34; vgl. auch Schraml: Anthropologie (s. Anm. 1), S. 134.

32 Vgl. Erhard Scheibe: Die Philosophie der Physiker. München 2006, S. 218. In Machs erstmals 1905 erschienener Schrift *Erkenntnis und Irrtum* heißt es: »In den höher entwickelten Naturwissenschaften wird der Gebrauch der Begriffe Ursache und Wirkung immer mehr eingeschränkt. Es hat dies seinen guten Grund darin, daß diese Begriffe nur sehr vorläufig und unvollständig einen Sachverhalt bezeichnen, daß ihnen die Schärfe mangelt« (Ernst Mach: Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung. Leipzig 1905, S. 278).

33 Die Problematik des Kausalitätsbegriffs bei Mach, die dieser durch einen Funktionsbegriff ersetzt, referiert Musil in seiner Dissertation folgendermaßen: »Wie es überhaupt keine Erklärungen gibt, so gibt es insbesondere keine kausalen. Gäbe es kausale Zusammenhänge, so würde man mit ihrer Hilfe bestenfalls [...] eine Verkettung der Ereignisse konstatieren, ohne in die Gründe dieser Verkettung blicken zu können. Überdies zeigt aber die exakte Naturforschung, daß es selbst kausale Zusammenhänge nicht gibt. [...] Ihr wirkliches Ziel ist die Aufstellung funktionaler Beziehungen, welche [...] lediglich die Berechnung einer Tatsache aus einer anderen gestatten, welches Verhältnis durchaus umkehrbar ist.« (Robert Musil: Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs und Studien zur Technik und Psychotechnik. Reinbek b. Hamburg 1980, S. 16)

34 Bereits die Thermodynamik, die ihren Siegeszug in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts antrat, führte bei der Formulierung des zweiten thermodynamischen Hauptsatzes (dem sogenannten Entropiesatz) an die Grenzen der klassischen Kausalität. Vgl. Ruth Bendels: Erzählen zwischen Hilbert und Einstein. Naturwissenschaft und Literatur in Hermann Brochs *Eine methodologische Novelle* und Robert Musils *Drei Frauen*. Würzburg 2008 (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 650), S. 40 f. Gemäß der Quantentheorie, die ihre vorerst letztendliche Formulierung 1927 mit der Kopenhagener Interpretation fand, verlaufen physikalische Geschehen im atomaren und mikrophysikalischen Bereich nicht in kontinuierlichen Übergän-

privaten Studien befasste er sich intensiv mit Thermodynamik, der Relativitäts- und Quantentheorie, die zu einer Revision des kausal-mechanistischen Wirklichkeitsmodells Newtons führten.³⁵

Die Erkenntnis indeterministischer Prozesse in den paradigmatischen Newton'schen Disziplinen beförderte Anfang des 20. Jahrhunderts eine Aufwertung der Kontingenz in den Geisteswissenschaften, insbesondere in den Geschichtswissenschaften und der Philosophie: Der Zufall, den man seit der Antike lediglich als Symptom menschlicher Unwissenheit und mangelnder Erkenntnis verhandelt hatte (*asylum ignorantiae*), wurde auch hier zunehmend als eine Faktizität, ein Bestandteil der ›Wirklichkeit‹ selbst betrachtet.³⁶ Zufall und Kausalität, Kontingenz und Determinismus wurden in der Folge zu populären Themen philosophischer Spekulationen und zahlreicher Buchpublikationen, die auch Musil bekannt waren,³⁷ darunter nicht zuletzt Heinrich Emil Timerdings *Analyse des Zufalls*.³⁸ Mit dessen formalisierten und mathematischen Methoden der Zufallsanalyse beschäftigte sich Musil systematisch ab 1918 – also parallel zur Konzeptionsphase der *Drei Frauen* in den Jahren 1919–23.³⁹

Die Frage nach der Bedeutung des Zufalls stellte sich für Musil nach 1918 insbesondere im Zusammenhang mit geschichtsphilosophischen Überlegungen. So sei in der Betrachtung der neueren Weltgeschichte »ein merkwürdiges Gefühl von Zufall« (GW II, S. 1077) mitbeteiligt. Leibniz' »Prinzip des zureichenden Grundes«, das philosophische Pendant zum physikalischen System

gen, sondern sprunghaft. Ort, Geschwindigkeit und Bewegungen der kleinsten Teilchen sind ontisch ›unbestimmt‹, d. h. zufällig und damit weder eindeutig mess- noch beschreibbar. Vgl. Elisabeth Emter: Literatur und Quantentheorie. Die Rezeption der modernen Physik in Schriften zur Literatur und Philosophie deutschsprachiger Autoren (1925–1970). Berlin u. a. 1995 (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 236), S. 26–30.

35 Musils Beschäftigung sowohl mit der Quantentheorie als auch der Relativitätstheorie wird aus Briefen ersichtlich, die Robert und Martha Musil am 10. und 17. 5. 1923 an Annina Marcovaldi schickten. Vgl. Br I, S. 297 f. u. 300 f. Weitere Verweise zur Quantentheorie finden sich in Musils Notizheften z. B. in Tb I, S. 634, 728 u. 741 und in seinem Nachlass. Unter anderem notiert Musil unter der Überschrift »Planck'sche Quantentheorie« Überlegungen zur Schwingungszahl und Schwingungsweite von Oszillatoren (KA/Transkriptionen/Mappe IV/3/173).

36 Vgl. Arnd Hoffmann: Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie. Mit zwei Studien zu Theorie und Praxis der Sozialgeschichte. Frankfurt a. M. 2005 (= Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, Bd. 184), S. 35.

37 So etwa Wilhelm Windelband: Die Lehren vom Zufall. Berlin 1870, Ernst Troeltsch: Die Bedeutung des Begriffs der Kontingenz, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 20 (1910), S. 421–430, und Adolf Lasson: Über den Zufall. Philosophische Vorträge veröffentlicht von der Kant-Gesellschaft. Berlin 1918.

38 Heinrich Emil Timerding: Die Analyse des Zufalls. Braunschweig 1915.

39 In seinem Tagebuch, das darüber hinaus ausführliche Exzerpte und Notizen zur Definition, historischen Entwicklung und philosophischen Betrachtung des Zufallsbegriffs enthält, zitiert Musil Timerdings Definition des Zufalls: »Zufällig ist ein Ereignis, wenn es nicht aus anderen Ereignissen oder bestimmten Prämissen gefolgt werden kann / – wenn aus allen beobachtbaren Umständen nicht geschlossen werden kann, ob das Ereignis eintritt od.[er] nicht.« (Tb I, S. 464)

der Newton'schen Weltmechanik, habe ausgedient: In der modernen Welt, so proklamiert Ulrich im *Mann ohne Eigenschaften*, herrsche vielmehr das »Prinzip des unzureichenden Grundes« und so »geschieht immer das, was eigentlich keinen rechten Grund hat« (MoE, S. 134).⁴⁰

Exakt jenes grundlose Moment gestaltet Musil zum dramatischen Fluchtpunkt der *Tonka*-Erzählung. Die Schwangerschaft und Erkrankung Tonkas wird dem Protagonisten zum »Ausnahmeerlebnis«, da sie seiner elementaren Auffassung von Kausalität als »logische[m] Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung«⁴¹ zuwiderläuft und damit auf poetische Weise jenes Krisenmoment aufgreift, das auch naturwissenschaftliche und geschichtsphilosophischen Diskurse der Zeit prägt. Sie entspricht dem »Wesentliche[n] zufälliger Ereignisse«, denn es ist »aus kausalen Verknüpfungen nicht zu erklären« (Tb I, S. 465).⁴²

Durch die Assoziierung von Zufall und Schöpfung, die in der Deutung von Tonkas Schwangerschaft als die Folge einer unbefleckten und damit gewissermaßen ursachelosen Empfängnis kulminiert, greift der Text zudem ein klassisches Argument des historischen Zufallsdiskurses auf. So wurde seit Aristoteles die Schöpfung des Menschen (*generatio spontanae*) als paradigmatisches Beispiel des »Zufalls« verhandelt, als eine Art »Urzufall« (Schelling), welcher der folgenden Menschheitsgeschichte eingeschrieben bleibt und sich permanent aktualisiert.⁴³ Jede Art von Schöpfung als Entstehung von Neuem setzt schließlich einen Spielraum voraus, der nur in einer Welt, die nicht vollständig kausal determiniert ist, gegeben ist⁴⁴ – ein Aspekt, der im 19. Jahrhun-

40 Vgl. hierzu den grundlegenden Artikel von Jacques Bouveresse: Nichts geschieht mit Grund. Das »Prinzip des unzureichenden Grundes«, in: Bernhard Böschstein, Marie-Louise Roth (Hg.): *Hommage à Musil. Genfer Kolloquium zum 50. Todestag von Robert Musil*. Bern u. a. 1995 (= Musiliana, Bd. 1), S. 111–144.

41 Erhard Scheibe: Kausalität, in: Joachim Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 4: I–K. Basel 1976, Sp. 798–801, hier Sp. 800.

42 Vgl. Schraml: *Anthropologie* (s. Anm. 1), S. 196. Bereits Rosmarie Zeller hat auf die Bedeutung des Zufalls als Strukturmoment in den *Drei Frauen* hingewiesen. Vgl. Rosmarie Zeller: *Zur Komposition von Musils Drei Frauen*, in: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): *Beiträge zur Musil-Kritik*. Frankfurt a. M. u. a. 1983 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 596), S. 25–48, hier S. 41.

43 Friedrich W. J. Schelling: *Zur Geschichte der neueren Philosophie*, in: Schellings Werke. Hg. v. Manfred Schröter. Bd. 5: *Schriften zur geschichtlichen Philosophie 1821–1854*. München 1928, S. 169–173, hier S. 171. So wird bei Schelling der Zufall als die Vorgängigkeit eines jeden Anfangs relevant, der auf den »Urzufall« der Subjektgenese zurückweist. Vgl. Hoffmann: *Zufall und Kontingenz* (s. Anm. 36), S. 29. Im Übergang zum 20. Jahrhundert stellt auch Georg Simmel fest: »Die Zufälligkeit ist aus unserem Weltbild nicht zu entfernen, weil der Anfang desselben zufällig war und alles Spätere nur eine Entwicklung dieses ersten Zustands ist.« (Georg Simmel: *Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie*. Leipzig 1907, S. 146)

44 Das Prinzip des Zufalls als Ursprung des »Neuen« kann in diesem Sinne als konstitutiv für geistige und künstlerische Schöpfungsprozesse gelten. So beschreibt Willemsen: *Devotionalien* (s. Anm. 29), S. 90, *Tonka* als Metapher einer »poetischen Schöpfungsgeschichte«.

dert insbesondere durch die darwinistische Evolutionstheorie neu fundiert wurde.⁴⁵

4. Rechnen mit der Ausnahme: Probabilistische Diskurse in *Tonka*

Kausalität, so lässt sich aus den wissenschaftlichen und epistemologischen Umbrüchen nach 1918 folgern, bildet keine lineare Kontinuität, sondern ist von ›Lücken‹ durchsetzt, sie stellt kein Universalgesetz dar, sondern ist eine ›Regel mit Ausnahme‹. Da jedoch die »Ausnahmslosigkeit« der »Causalität« – so exzerpiert Musil 1905 den Philosophen Edmund Husserl – als »ihre Existenzbedingung« gilt (Tb I, S. 120), d. h. eine Ausnahme in dem System der Kausalität per se nicht denkbar scheint, stellt der Zufall das gesamte Ordnungssystem in Frage.⁴⁶

Auch in *Tonka* wird der Zufall als Erfahrung einer Krise verhandelt, die als epistemologische einsetzt, jedoch epidemisch auf andere Bereiche übergreift. Nicht zuletzt geht sie mit einer Destabilisierung des normativen Wertgefüges des Chemikers einher.⁴⁷ So wird die Schwangerschaft Tonkas in ihrer doppelten Optik, als Signum einer willkürlichen und unfassbaren Abweichung einerseits und als Beweis der Untreue andererseits, zum Ausnahmefall einer bürgerlichen Moral, an dem die kategorialen Dichotomien von Gut und Böse, Schuld und Unschuld abzugleiten scheinen.⁴⁸

45 Obwohl die Evolutionstheorie Darwins grundsätzlich von kausalen Aporien ausgeht, setzt sie voraus, dass jede Form der Fortpflanzung nicht-voraussehbare Variationen und Mutationen der Erbanlagen mit sich zieht, die die Voraussetzungen für die Entstehung neuer Arten und für das Selektionsprinzip bilden. Die spätere Molekularbiologie bestätigte die Theorie zufälliger Mutationen, für die Jacques Monod die Formel von dem ›Spiel der Möglichkeiten‹ prägte. Vgl. hierzu auch Schraml: Anthropologie (s. Anm. 1), S. 186–188.

46 Emter: Quantentheorie (s. Anm. 34), S. 25.

47 Daneben wird die Erkenntniskrise des Chemikers von Störungen der perceptiven und räumlichen Ordnung begleitet, die sich insbesondere in optischen Verfremdungen, Fragmentierungen und einer irritierenden Doppelperspektivik artikuliert. Der Zerfall sinnhafter Wahrnehmungsstrukturen wird zumeist als Zeugnis einer Identitätskrise des Protagonisten gedeutet (vgl. hierzu Rosmarie Zeller: Grenztilgung und Identitätskrise. Zu Musils *Törleß* und *Drei Frauen*, in: Musil-Forum 27 (2001/2002), S. 189–209), entspricht jedoch zugleich dem Wissensstand der zeitgenössischen gestaltpsychologischen und sinnesphysiologischen Forschung, mit der auch Robert Musil sich auseinandergesetzt hat. Vgl. hierzu z. B. Birthe Hoffmann: Die Seele im Labor. Gestaltpsychologische Experimente in Musils *Grigia*, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 69 (1995), S. 734–765.

48 Untreue wird von Musil in fast all seinen Texten als paradigmatischer Grenzfall des bürgerlichen Moralverständnisses aufgegriffen. In seinem Essayfragment *Der deutsche Mensch als Symptom* behauptet Musil, dass sich gerade am Beispiel der herrschenden Monogamie, die faktisch, wenn auch im Verborgenen, permanent unterlaufen werde, das »Rezept« der »Regel mit tolerierter Ausnahme« beobachten lasse, das für »unsere ganze Moral« kennzeichnend sei (GW II, S. 1370). Für den Chemiker wird die Ausnahme der Pflichtübertretung jedoch nicht

Die Beschreibung von Tonkas »Fall« geht einher mit einer Rhetorik der epistemologischen Ratlosigkeit: Die Ereignisse erscheinen dem Chemiker als plötzliche »Wendung« (GW II, S. 303), als »Dornengeränk« (GW II, S. 282), »Unglücksfall« (GW II, S. 291) und »mystischer Vorgang« (GW II, S. 304). Obgleich verstärkt eine Terminologie der Mystik, des (Aber-)Glaubens und des Religiösen bemüht wird, sind die Spekulationen des Chemikers um Tonkas Unschuld von einem szientistischen Kalkül geleitet. Tonka, Zeichen einer verborgenen, geheimnisvollen Wirklichkeit, wird zugleich als Objekt des Wissens inszeniert, an dem paradigmatisch neue wissenschaftliche Erklärungs- und Beschreibungsmodelle erprobt werden. So strebt der Chemiker mit Rekursen auf probabilistische Überlegungen eine Normalisierung des Ausnahmefalls der Schwangerschaft in eine neue Form der »Regelmäßigkeit« an, die mit einer Konjunktur der Wahrscheinlichkeitstheorie in den Naturwissenschaften am Anfang des 20. Jahrhunderts korrespondiert.

So ist die »Kunst der Mutmaßung«, die in der Antike den rhetorischen Disziplinen zugeordnet wurde, seit der Frühen Neuzeit verstärkt in das Blickfeld mathematischer und logischer Kalkulationen gerückt.⁴⁹ Mit der »Entdeckung« des Zufalls in den Naturwissenschaften erlebte die Wahrscheinlichkeitstheorie Ende des 19. Jahrhunderts rasante Weiterentwicklungen und Umbrüche. Insbesondere in der Physik, in der sukzessive mechanistisch-deterministische Ansätze zugunsten von Modellen ersetzt wurden, die von akausalen und zufälligen Ereignissen ausgingen, nahmen Wahrscheinlichkeitsberechnungen einen immer wichtigeren Stellenwert ein.

Musil beschäftigte sich seit 1918 ausführlich mit dem Begriff, der Geschichte und Mathematik der probabilistischen Zufallsanalyse.⁵⁰ Aus sei-

zu einer Bestätigung der moralischen Regel, sondern zu einem Siegel der Unzulänglichkeit und Kontingenz traditioneller moralischer Kategorien. Obwohl Tonka nach konventionellen Maßstäben »gemeine irdische Schuld auf sich geladen« (GW II, S. 288) hat, wird sie dem Chemiker zum Symbol einer natürlichen moralischen Integrität: »Denn auch sie war gut, und irgendwo mußte doch der Palast der Güte stehen, wo sie vereint leben sollten und sich niemals trennen.« (GW II, S. 305) Bereits 1913 hatte Musil in seinem Essay *Moralische Fruchtbarkeit*, anschließend an die Moralkritik Nietzsches, das Problem der moralischen Unentscheidbarkeit reflektiert: »Auch das Böse ist nicht der Gegensatz des Guten oder seine Abwesenheit, sondern sie sind parallele Erscheinungen. Sie sind keine grundlegenden oder gar letzten moralischen Grundsätze, wie man immer voraussetzte [...], sondern praktische und unreine Zusammenfassungen.« (GW II, S. 1002)

49 Zu den Anfängen der Wahrscheinlichkeitstheorie im 17. Jahrhundert vgl. Rüdiger Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*. Göttingen 2002, S. 21–210, sowie Gerd Gigerenzer, Zeno Swijtink, Theodore Porter, Lorraine Daston, John Beatty, Lorenz Krüger: *Das Reich des Zufalls. Wissen zwischen Wahrscheinlichkeiten, Häufigkeiten und Unschärfen*. Heidelberg, Berlin 1999, S. 22–34.

50 Neben den Notizen zu Timerdings Werk enthalten Musils Aufzeichnungen aus den Jahren 1918–1921 eine ausführliche Bibliographie mit Titeln zur Wahrscheinlichkeitsrechnung, einen Zeitungsausschnitt über den Begründer der Wahrscheinlichkeitstheorie, Adolphe Jacques Quetelet, sowie einen Umschlag mit weiteren bibliographischen Vermerken zum Thema der Wahrscheinlichkeit (vgl. Tb I, S. 460 f.).

nen detaillierten Exzerpten zu der bereits erwähnten Studie *Die Analyse des Zufalls* von Timerding (vgl. Tb I, S. 460–469) wird ersichtlich, dass er sich insbesondere mit dem Unterschied zwischen der »genetischen«, d. h. der von kausalistischen Aporien ausgehenden, klassischen Wahrscheinlichkeitstheorie und dem »statistischen« Wahrscheinlichkeitsbegriff beschäftigt hat (vgl. Tb I, S. 463–469). Während die genetische Methode in der Tradition Laplaces eine apriorische Methode beschreibt, in welcher der Zufall ohne Rückgriff auf statistisches Material, d. h. »ohne eine sichere empirische Grundlage allein aus dem Denken heraus mithilfe der mathematischen Rechnung« einer Berechnung unterzogen wird,⁵¹ ist die statistische Methode empirischer Natur.⁵² In der statistischen Zufallsanalyse, die seit dem 19. Jahrhundert zu einem bevorzugten Rechenmodell der neuen physikalischen Disziplinen wurde, wird »nicht mehr das einzelne Ereignis« als solches, d. h. sein »innerer Mechanismus«, seine Entstehung und Bedeutung untersucht, sondern eine »Gesamtheit« an Ereignissen (Tb I, S. 465): »Die[] statistische W.[ahrscheinlichkeit] geht von Zahlenreihen aus. Deren Entstehung u[nd] Bedeutung ist irrelevant. Man prüft nur Eigenschaften der statistischen Gesamtheit« (Tb I, S. 462).

Die Bedeutung statistischer und probabilistischer Diskurse bei Musil ist in der Forschung ausführlich für die Novelle *Die Amsel* sowie den Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* gewürdigt und behandelt worden.⁵³ Dabei wurde häufig übersehen, dass bereits *Tonka* als ein relativ frühes Beispiel für den Versuch Musils gelesen werden kann, Phänomene des Zufalls und der Kontingenz im Rahmen von wahrscheinlichkeitstheoretischen Reflexionen zu rationalisieren: Der Begriff der Wahrscheinlichkeit bzw. Unwahrscheinlichkeit avanciert in *Tonka* zu einem Leitbegriff, der die Überlegungen des Chemikers zu dem Ereignis der Schwangerschaft und Tonkas Krankheit bestimmt.

51 Timerding: *Analyse des Zufalls* (s. Anm. 38), S. 164.

52 Allerdings kannte schon Bernoulli den Unterschied zwischen einer Wahrscheinlichkeitstheorie a priori und einer a posteriori und operierte mit statistischen Methoden, etwa im Rahmen des von ihm formulierten *Gesetzes der großen Zahl*. Vgl. B. Buld: Wahrscheinlichkeit, in: Joachim Ritter (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 12: W–Z. Basel 2004, Sp. 265–290, hier Sp. 267.

53 Vgl. etwa Ingo Breuer, Christian Kassung: *Epistemologie und Poetologie. Zur Struktur des naturwissenschaftlichen Wissens in Robert Musils Die Amsel*, in: Walter Busch, Ingo Breuer (Hg.): *Robert Musils Die Amsel. Kritische Lektüren. Materialien aus dem Nachlaß*. Wien u. a. 2000 (= *Essay & Poesie*, Bd. 11), S. 95–130; Christoph Hoffmann: *Drei Geschichten. Erzählen als experimentelle Operation bei Musil (und Kleist)*, in: Michael Bies, Michael Gamper (Hg.): »Es ist ein Laboratorium, ein Laboratorium für Worte«. *Literatur und Experiment III: 1890–2010*. Göttingen 2011, S. 162–181; Peter Berz: *Der Fliegerpfeil. Ein Kriegsexperiment Musils an den Grenzen des Hörraums*, in: Jochen Hörisch, Michael Wetzel (Hg.): *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870–1920*. München 1990 (= *Literatur- und Medienanalysen*, Bd. 2), S. 265–288.

Die unwahrscheinliche Interpretation folgt Tonkas Beteuerung ihrer Treue, der zufolge das Kind vom Chemiker stammt. Diese Auslegung setzt voraus, dass der Empfängniszeitraum falsch berechnet wurde. Tatsächlich scheint das Datum ungewiss, da es von Tonkas »Zustand« heißt, dass »sein Beginn schon nicht mehr so genau festzustellen war«. Fragwürdig bleibt jedoch Tonkas Syphiliserkrankung. Der Chemiker scheint als Überträger nicht in Betracht zu kommen, da er »nach menschlichem Ermessen nicht krank« war (GW II, S. 288): »[D]ie Ärzte hatten ja nie eine Krankheit an ihm finden können« (GW II, S. 303).⁵⁴ Allerdings besteht die Möglichkeit einer nicht-sexuellen Infizierung: »Es gab freilich auch andere natürliche Möglichkeiten – theoretische, platonische, wie man sagt.« Gleichwohl folgt die Einschränkung: »[P]raktisch war ihre Wahrscheinlichkeit so gut wie Null« (GW II, S. 288).⁵⁵

Nach der wahrscheinlichen Lesart ist der Chemiker also »weder der Vater von Tonkas Kind noch der Urheber ihrer Krankheit«. Dies würde implizieren, dass Tonka untreu geworden ist und von dem unbekannten Vater ihres Kindes infiziert wurde. Die Wahrscheinlichkeit für diese Variante war »praktisch [...] gleich der Gewißheit« (GW II, S. 288).

Der Wahrscheinlichkeitsbegriff des Chemikers ist zunächst terminologisch vage, in ihm vermengen sich Aspekte eines umgangssprachlichen, rhetorischen und mathematisch-szientistischen Wahrscheinlichkeitsverständnisses. Seine Überlegungen wecken Assoziationen zu jenen traditionellen Methoden der Vermutungskunst, wie sie vormathematische Überlegungen zur Probabilität in Rhetorik, Recht und Dichtungskunst seit der Antike beherrschten.⁵⁶ Das Rätsel um die Schwangerschaft Tonkas verweist demnach nicht auf eine ontische Unbestimmtheit, sondern erscheint als Ausdruck subjektiver Unwissenheit, die durch eine gründliche Analyse der *circumstantiae*, durch vernünftiges Abwägen und individuelles Erfahrungswissen in einen

54 Die Möglichkeit einer rezenten Erkrankung lässt sich dennoch nicht ausschließen; ein verlässlicher diagnostischer Test zum Nachweis der Syphilis wurde erst 1906 entwickelt. Auch ist es medizinisch möglich, dass der Chemiker eine frühere Syphiliserkrankung zwar ausgeheilt, aber dennoch übertragen hat. Vgl. Anja Schonlau: Syphilis in der Literatur. Über Ästhetik, Moral, Genie und Medizin 1880–2000. Würzburg 2005 (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 504), S. 107. Auch Herma Dietz, die Freundin von Robert Musil und das Vorbild für die Tonka-Figur, starb an einer Syphiliserkrankung.

55 Der Artikel zur Syphilis in der *Brockhaus-Enzyklopädie* von 1886 gibt Auskunft, dass die Krankheit »zumeist durch Beischlaf«, »sehr selten« aber auch »in anderer Weise, z. B. durch Kratzen mit den von Syphilisgift beschmutzten Nägeln u. dgl.« übertragen werde (Art. »Syphilis«, in: Brockhaus Conversations-Lexikon. Bd. 15. Leipzig 1886, S. 410).

56 In der antiken Tradition der Rhetorik bezeichnete die Wahrscheinlichkeit einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit. So heißt es bei Aristoteles: »Wahrscheinliche Sätze aber sind diejenigen, die allen oder den meisten oder den Weisen als wahr erscheinen, und auch von den Weisen wieder entweder allen oder den meisten oder den bekanntesten und angesehensten.« Zit. nach Robert Ineichen: Würfel, Zufall und Wahrscheinlichkeit. Ein Blick auf die Vorgeschichte der Stochastik, in: Magdeburger Wissenschaftsjournal 2 (2002), S. 39–46, hier S. 41 f.

Zustand relativer Wahrscheinlichkeit überführt werden kann.⁵⁷ Die Frage nach der Wahrscheinlichkeit ist für den Chemiker eine Frage der intrinsischen Evidenz, Plausibilität und Konsistenz von Argumenten,⁵⁸ sie fordert die Fähigkeit zur Kombination und Abwägung sowie einen »gesunden Menschenverstand«.⁵⁹ Der Chemiker bemüht sich, »alle möglichen Fingerkombinationen durch[zu]denken«,⁶⁰ und setzt Tonka wiederholten Befragungen aus: »Er versuchte natürlich trotzdem von Zeit zu Zeit, Tonka das Geständnis zu entreißen; dazu war er ja ein Mann und kein Narr« (GW II, S. 289). In der Verhörszenerie wird die Frage nach der Wahrscheinlichkeit von Tonkas Schuld oder Unschuld zu einem juristisch-moralischen Drama und verweist damit nicht zuletzt auf die historische Verknüpfung von Wahrscheinlichkeitstheorie und Rechtswissenschaft.⁶¹

Auch der Chemiker macht diesen Bezug des Wahrscheinlichkeitskalküls zu der Sphäre des Rechts explizit:

Ebenso ist ein Richter nie einen Augenblick im Zweifel, wenn ihm der Angeklagte erzählt, daß er das bei ihm gefundene Beweisstück von einem »unbekannten Mann« erhalten habe. Und doch wäre einmal ja auch das möglich. Aber Handel und Wandel ruhen darauf, daß man nicht mit allen Möglichkeiten zu rechnen braucht, weil die äußersten praktisch nicht vorkommen. (GW II, S. 288)

-
- 57 Damit folgt der Chemiker einer philosophischen Tradition, die den Zufall als Phänomen menschlicher Unkenntnis interpretiert. Musil zitiert diese Auffassung nach Timerding: »Alles geschieht nach Gesetzen. Zufällig heißen Ereignisse, deren Umstände wir nicht völlig kennen.« (Tb I, S. 464)
- 58 Gigerenzer et al.: Reich des Zufalls (s. Anm. 49), S. 48 f.
- 59 Pierre Simon de Laplace: Philosophischer Versuch über die Wahrscheinlichkeit. [1814] Frankfurt a. M. 2003, S. 88. Nach Laplace folgt das Wahrscheinlichkeitskalkül in den moralischen Wissenschaften dem »einfache[n] gesunde[n] Menschenverstand«, nach dem »die Wahrscheinlichkeit eines Irrtums oder einer Lüge des Zeugen um so größer ist, je ungewöhnlicher die bezeugte Tatsache ist« (S. 88). Auch die Mutter des Chemikers bezieht sich auf das Kriterium des gesunden Menschenverstands (GW II, S. 291).
- 60 Tonkas prekäre soziale Herkunft scheint die Wahrscheinlichkeit eines moralischen Fehltritts zu erhöhen: »Ahnungslos kann man das nennen, ahnungslos ausgeliefert sein eines jungen, armen Lebens an Einflüsse, die es abstumpfen müssen; [...] war hier schon das Feingefühl eines Gemüts für Schande verlorengegangen?« (GW II, S. 271) Zudem galt die Syphilis lange als Krankheit der Unterschicht und des Prostituiertenmilieus, dem auch Tonka zugeordnet wird. Vgl. Schonlau: Syphilis (s. Anm. 54), S. 62.
- 61 Campe legt in seinem Buch dar, wie sich die mathematisch-scientistische Wahrscheinlichkeitstheorie im 17. Jahrhundert aus dem rhetorischen Wahrscheinlichkeitsbegriff entwickelte, der für das antike Gerichtswesen konstitutiv war. Vgl. Campe: Spiel der Wahrscheinlichkeit (s. Anm. 49), S. 9. Auch gab es im 17. Jahrhundert Bemühungen, die formalisierte und mathematisierte Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die »moralischen Wissenschaften« und das Rechtswesen zu übertragen. So versuchte Bernoulli im Kapitel IV der *Ars conjectandi*, seine Lehre auf »bürgerliche, sittliche und wirtschaftliche Verhältnisse« anzuwenden (Jakob Bernoulli: Wahrscheinlichkeitsrechnung. [1713] Reprint der Ausgabe Leipzig 1899. Thun u. a. 2002).

Richter (ebenso wie Kaufmänner⁶²) werden hier mit einem anderen, modernen Wahrscheinlichkeitsbegriff in Verbindung gebracht, der auf eine Orientierung an »den größeren Wahrscheinlichkeiten« (GW II, S. 293) ausgerichtet ist und den unwahrscheinlichen Ausnahmefall vernachlässigt.⁶³ Eine mathematische Ermittlung dieser größeren Wahrscheinlichkeit ermöglicht das von Bernoulli schon im 17. Jahrhundert eingeführte, statistisch operierende *Gesetz der großen Zahl*. Dieses besagt, dass bei der Zusammenfassung sehr vieler Zufallsereignisse Abweichungen und Schwankungen reduziert werden und sich stabile, charakteristische Werte ergeben.⁶⁴ Der Sozialstatistiker Adolphe Quetelet verhalf dem Prinzip im 19. Jahrhundert zur Popularität, indem er es zum Beleg der universellen Gesetzmäßigkeit von Natur und Gesellschaft erklärte.⁶⁵ Auch Musil zeigte sich fasziniert von dem *Gesetz der großen Zahl*, auf dem ihm zufolge »die Möglichkeit wirtschaftlichen u[nd] staatlichen Lebens« (Tb I, S. 465) beruhe.⁶⁶ Im *Mann ohne Eigenschaften* greift er fast wortwörtlich seine Timerding-Notizen wieder auf:

Die Regelmäßigkeit statistischer Zahlenfolgen ist bisweilen ebenso groß wie die von Gesetzen. [...] Etwa die Statistik der Ehescheidungen in Amerika. Oder das Verhältnis zwischen Knaben- und Mädchengeburten, das ja eine der konstantesten Verhältniszahlen ist. Und dann wissen Sie, daß sich jedes Jahr eine ziemlich gleichbleibende Zahl von Stellungspflichtigen durch Selbstverstümmelung dem Militärdienst zu entziehen sucht. Oder daß jedes Jahr ungefähr der gleiche Bruchteil der europäischen Menschheit Selbstmord begeht. [...] Man nennt das etwas schleierhaft das Gesetz der großen Zahlen. (MoE, S. 488 f.)

Die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses ergibt sich dabei aus der relativen Häufigkeit seines Vorkommens innerhalb einer statistischen Gesamtheit.

62 »Kommst du zu einem Kaufmann und eröffnest nicht eine Aussicht, die bald seine Begehrlichkeit reizt, sondern hältst ihm eine lange Rede über Zeiten und das, was ein reicher Mann eigentlich tun müßte, so weiß er, du bist gekommen, um ihm sein Geld zu stehlen. Er wird sich nie irren darin, obgleich du ja auch gekommen sein könntest, um ihm Belehrung zu schenken.« (GW II, S. 288)

63 Bendels: Naturwissenschaft und Literatur (s. Anm. 34), S. 387.

64 Gigerenzer et al.: Reich des Zufalls (s. Anm. 49), S. 136 f.

65 Adolphe Jacques Quetelet, der Musil bekannt war (vgl. Anm. 50), überführte die Methode der Statistik in die Soziologie und versuchte, moralische und physische Erscheinungen des individuellen und sozialen Lebens durch statistische Methoden zu erforschen. Er begründete die Disziplin der »Sozialphysik« und gilt als Erfinder des Konzepts des »Durchschnittsmenschen« (*homme moyen*). Vgl. Gigerenzer et al.: Reich des Zufalls (s. Anm. 49), S. 63.

66 Das *Gesetz der großen Zahl* wurde ebenso wie die Gauß'sche Kurve der Normalverteilung im 19. Jahrhundert sowohl von Natur- als auch Sozialwissenschaftlern als Ausdruck der kosmischen Regelmäßigkeit sozialer und natürlicher Prozesse bewundert. So schreibt etwa der Arzt Francis Galton (zit. nach Klaus Mainzer: Der kreative Zufall. München 2007, S. 40): »Ich kenne kaum etwas, das die Vorstellungskraft so beeindruckt, wie die wunderbare Form kosmischer Ordnung, die durch das Gesetz der Fehlerhäufigkeit ausgedrückt wird. Es herrscht mit heiterer Gelassenheit und vollständiger Selbstverleugnung mitten in der wilden Konfusion. Je größer der Mob und je größer die offensichtliche Anarchie, um so perfekter ist sein Einfluß. Es ist das höchste Gesetz der Unvernunft.«

Tonkas Arzt, den der Chemiker zu Rate zieht, orientiert sich an diesen empirischen Häufigkeitsverhältnissen:

[E]r schien sagen zu wollen: Halten wir uns nicht dabei auf, es liegt unter der für menschliches Ermessen nötigen Wahrscheinlichkeit. Auch ein Gelehrter ist ein Mensch, und ehe er etwas annimmt, das medizinisch ganz unwahrscheinlich ist, nimmt er lieber einen menschlichen Fehler als Ursache an [...]. (GW II, S. 289)

»In der Natur«, argumentiert der Mediziner weiter, »sind die Ausnahmen selten«. So könne man »zwar kein Gesetz [...] angeben [...], daß sie [i. e. eine unbefleckte Empfängnis] ausschloß«, jedoch sprächen die statistischen Werte, ihre relative Häufigkeit, gegen sie: »Sie war eben noch nie da.« (GW II, S. 289) In der praktischen Handhabung der statistischen Analyse von Zufallsereignissen kommen also Ausnahmen oder »Abweichungen vom mittleren Wert« – und als solche müsste eine unbefleckte Schwangerschaft ebenso wie eine mögliche Vaterschaft des Chemikers zählen – »nicht inbetracht« (Tb I, S. 460).⁶⁷

Von Timerding weiß Musil jedoch, dass zwar im praktischen Leben das *Gesetz der großen Zahl* eine notwendige Orientierung bietet, dieses aber eigentlich nur ein pragmatisches, subsidiäres Abkürzungsverfahren darstellt.⁶⁸ Im *Mann ohne Eigenschaften* bezeichnet der Protagonist Ulrich die statistischen Messverfahren in den Naturwissenschaften als bloße Fiktion:

Nicht einmal im Laboratorium zeigen sich die Dinge so, wie sie sein sollen. Sie weichen regellos nach allen Richtungen davon ab, und es ist einigermaßen eine Fiktion, daß wir das als Fehler der Ausführung ansehen und in ihrer Mitte einen wahren Wert vermuten. (MoE, S. 572)

Das *Gesetz der großen Zahl* ist weniger ein rationales Gesetz als ein »Prinzip der Auswahl« (Tb I, S. 465): Praktisch werden »[zu] große Abweichungen« als (Mess-)»Fehler u. Störungen« (Tb I, S. 460) ausgeschieden, theoretisch hingegen sind Ausnahmen von Normalverteilungen und relativen Häufigkeitswerten nicht auszuschließen: »Da die Konstanz nie absolut ist, liegt willkürliches Moment in Zusammenfassung«, notiert Musil in sein Arbeitsheft (Tb I, S. 465). Das statistisch-probabilistische *Gesetz der großen Zahl* zeichnet sich durch das Paradox aus, dass seine Werte aus Einzelfällen induziert

67 Sehr wohl zieht der Chemiker jedoch einen Lottogewinn in einer »elenden Pferdelotterie« in Betracht, in der er mit Tonka zu spielen beginnt. Da die Wahrscheinlichkeit eines Gewinns ebenso gering ist wie diejenige einer Vaterschaft des Chemikers, wäre ein Gewinn ein symbolisches »Zeichen« (GW II, S. 294) dafür, dass eine große Abweichung vom Wahrscheinlichen im Einzelfall möglich ist. Jedoch bestätigt sich das fatalistische Gesetz der Statistik: »[A]lle drei Lose waren Nieten.« Glücksspiele wie das Lotto bzw. das Urnenspiel gelten als klassische Zufallsexperimente und bildeten im Rahmen von »Chancenberechnungen« die Grundlage der historischen Anfänge der mathematischen Wahrscheinlichkeitstheorie im 17. Jahrhundert. Vgl. Gigerenzer et al.: Reich des Zufalls (s. Anm. 49), S. 39 f.

68 Vgl. Bendels: Naturwissenschaft und Literatur (s. Anm. 34), S. 381. Solche nicht-rationalen Abkürzungsverfahren sind nach Musil charakteristisch für das moderne Tatsachendenken.

werden, gleichzeitig aber keinen Rückschluss auf den Einzelfall erlauben.⁶⁹ Verlässliche ›Wahrheits‹-Aussagen kann es hinsichtlich einer Gesamtheit an Ereignissen treffen, im Einzelfall hingegen bleibt der Zufall schlicht nicht kalkulierbar.⁷⁰ Tonka avanciert damit zum Symbol der unwahrscheinlichen und willkürlichen Abweichung, sie ist die »mitten in einem Sommertag ganz allein niederfallende Schneeflocke« (GW II, S. 280). Das Unwahrscheinliche bildet hier den äußersten, aber denkbaren Rand des Möglichen. Und so gesteht auch der Mediziner gegenüber dem Chemiker ein: »Theoretisch hingegen? [...] Gewiß unmöglich nicht« (GW II, S. 288 f.).

Obwohl sich die statistische Wahrscheinlichkeit als eine Beherrschung des Zufalls versteht, bleibt in ihrer Gesetzlichkeit also letztendlich ein »zufällige[s]« und »anthropoide[s] Moment[]« (Tb I, S. 460) bestehen. Dieses Moment ist für Musil die Bedingung einer Dichtung, deren Wesensbestimmung es ist, »auf die Ausnahmen [zu] achten« (GW II, S. 1029) und damit den Sinn für die Register des Möglichen zu erweitern. Es ist gleichermaßen Bedingung wie auch Thema der Erzählung *Tonka*.

5. Narrationen der Ausnahme. Beispiellose Beispiele

Ausnahmephänomene initiieren Brüche in den konventionellen Ordnungsstrukturen. Existentielle Ereignisse wie Schöpfung bzw. Geburt, Krankheit und Tod werden in den *Drei Frauen* als Störfälle der Kausalität inszeniert, als Einbruch des Zufalls und eines grundlosen Moments in eine vorausgesetzte regelhafte epistemologische Ordnung. *Tonka* demonstriert den Versuch, den Störfall der kausalen Ordnung durch die Subsumierung der Ereignisse unter die Gesetze der statistischen Wahrscheinlichkeit zu normalisieren. Die Statistik, die für Musil das Prinzip der kausalen Gesetzlichkeit in der Moderne ablöst (vgl. Tb I, S. 524), erscheint in der Novelle als flexibler Raum von Möglichkeiten, der die Rede von der Ausnahme obsolet macht: Schließlich ist auch ein Ereignis, das sich – wie etwa Tonkas Erkrankung und Schwangerschaft – der Normalverteilung durch große Abweichung entzieht, zugleich – als Wahrscheinlichkeitswert mit geringem Vorzeichen – in die statistische Logik inkludiert.

Die pragmatische Handhabung des *Gesetzes der großen Zahl* ermöglicht es, kontingente Einzelwerte beherrschbar zu machen, indem es geringe Ver-

69 Diese Erkenntnis ist insbesondere für die neuen physikalischen Disziplinen wie die Quantentheorie von Relevanz: Da für den Einzelfall (d. h. den einzelnen Quantensprung) gilt, dass alles möglich ist, auch das Unwahrscheinliche, ist das Rechnen mit der größten Wahrscheinlichkeit und statistischen Mittelwerten nur möglich, wo es auf das Verhalten größerer Mengen ankommt. Das atomare Einzelereignis ist nur in Spezialfällen vorhersehbar. Vgl. Bendels: Naturwissenschaft und Literatur (s. Anm. 34), S. 397.

70 Vgl. Breuer/Kassing: Epistemologie und Poetologie (s. Anm. 53), S. 100. Vgl. auch Timerding: Analyse des Zufalls (s. Anm. 38), S. 20.

teilungswerte aus dem Erwartungshorizont ausschließt. Allerdings handelt es sich um ein nicht-exaktes Abkürzungsverfahren, das nur für eine Gesamtheit an Aussagen anwendbar ist: Der Einzelfall – Tonka – entzieht sich einer probabilistischen Beherrschbarkeit. Obwohl das singuläre Ereignis also einerseits in die statistische Ordnung eingeschlossen ist, ist es zugleich in dieser nicht völlig erfassbar und markiert auch hier eine epistemologische Lücke.

Diese paradoxe Figur einer gleichzeitigen Ein- und Ausschließung des Ausnahmefalls in der statistischen Logik korrespondiert mit einer poetologischen Problematik bei Musil: Seine Novelle *Tonka* berichtet von einem singulären Ereignis, von einem einzigartigen, nicht-subsumierbaren und irreversiblen Ausnahmefall. Zugleich wird diesem jedoch durch seine narrative Umsetzung eine spezifische Funktion eingeräumt: Das Erlebnis der Novelle, so betont Musil 1914, biete ein »Beispiel«, an dem man zu erkennen glaubt, »wie alles in Wahrheit« (GW II, S. 1465) ist. Damit erfüllt die Novelle für Musil das »Wesentliche« der Dichtung, das er um 1918 in seinem Notizheft unter der Formel »Exempla docent« zusammenfasst: »Lehre in Beispielen« (Tb I, S. 489).⁷¹ Das Erlebnis der Ausnahme, das Musil zum poetischen Kern seiner Novellendichtung bestimmt hat, erscheint damit zugleich als Beispiel einer Lehre und verweist auf die historischen Ursprünge der Novellengattung als Erzählform des Exemplarischen.⁷² Da jedoch die Ausnahme *per definitionem* außerhalb jeder paradigmatischen Ordnung steht, kommt es zu einem eigentümlichen Widerspruch: Das Ereignis der Novelle wird zu einem »Beispiel des Beispiellosten«, ⁷³ es ist gleichermaßen von dem Gesetz der Repräsentation ein- wie auch ausgeschlossen.

71 In einem Tagebucheintrag bestärkt Musil: »Vielleicht ließe sich sagen: Die Wissenschaft strebt nach dem Allgemeinen, die Kunst nach dem Exemplarischen.« (Tb I, S. 940) Später relativiert er diese Bestimmung und bestätigt damit gewissermaßen die folgenden Thesen: »Ich habe Dichtung einmal eine Lebenslehre in Beispielen genannt. Exempla docent. Das ist zuviel. Sie gibt Fragmente einer Lebenslehre.« (GW II, S. 971)

72 So entstand die Novelle im 13. Jahrhundert aus dem theologischen *exemplum*. Vgl. den äußerst aufschlussreichen Artikel von Davide Giuriato: Kleists Poetik der Ausnahme, in: Jens Ruchatz, Stefan Willer, Nicolas Pethes (Hg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen. Berlin 2007 (= LiteraturForschung, Bd. 4), S. 224–239, hier S. 225, an den die folgende Argumentation angelehnt ist. Zur Bedeutung des Exempels bzw. des *demonstrandum* bei Musil vgl. auch Roger Willemsen: Das Existenzrecht der Dichtung. Zur Rekonstruktion einer systematischen Literaturtheorie im Werk Robert Musils. München 1984 (= Münchener germanistische Beiträge, Bd. 34), S. 216 f.

73 Dies weist auch auf ein grundsätzliches Paradox hin, das der Gattung des *exemplums* eingeschrieben ist: die Spannung zwischen der paradigmatischen Dimension des Beispielhaften als Stellvertreter einer Regel und seiner Isolierung als besonderer Fall, als Ausnahme. So funktioniert nach Agamben das Beispiel nach dem Prinzip einer »ausschließenden Einschließung« eines Einzelfalls in einer Regel, da seine Zugehörigkeit »herausgestellt« wird. Dem gegenüber funktioniert die Ausnahme nach der Formel einer »einschließenden Ausschließung« – die Ausnahme ist in die Regel eingeschlossen, da sie in Bezug zu dieser gesetzt wird. Die Ausnahme treibt demgemäß den eigengesetzlichen Teil des *exemplums*, der durch keine Regel eingeholt werden kann, auf die Spitze. Ausnahme und Beispiel sind in diesem Sinne letztendlich unun-

Eben jenem Paradox widmet sich Musil in einem nachgelassenen Essayentwurf *Das Gute in der Literatur* aus den frühen 1920er Jahren und beschreibt es hier als Resultat eines historischen Wandels:⁷⁴ Während in der bürgerlichen Dichtung der Aufklärung und Klassik, so Musil, das Exzeptionelle außerhalb bzw. im unlösbaren Widerspruch zur bestehenden Ordnung situiert wurde – also nach dem Prinzip der »Ausnahme vom Gesetz«⁷⁵ –, müsse sich der zeitgenössische Dichter der »Ausnahme im Gesetz«⁷⁶ zuwenden, d. h. den Widersprüchen und Lücken, die das Regelhafte selbst durchsetzen.⁷⁷ Diese Verschiebung, so Musil weiter, beruhe auf einer neuen »Einstellung auf das Gesetz«.⁷⁸ In der Moderne werde nämlich das Gesetz nicht mehr als unhinterfragbares Ganzes, sondern selbst als diskontinuierlich gedacht: »Die Ausnahmen scheinen doch irgendwie in die Regel geflochten zu sein« (GW II, S. 1016).

Der Auftrag einer modernen Dichtung, die das Phänomen der Ausnahme zu ihrem Fluchtpunkt bestimmt, bestehe demnach weder in einer Exklusion der Ausnahme noch in der »[Ein]ebn[ung] d[er] Ausnahme in die (bürg.) Regel«.⁷⁹ »Regel und Ausnahme«, die »seit hundert Jahren« »asyntaktisch nebeneinander bestehen«,⁸⁰ sollen vielmehr in ihrem Verhältnis zueinander, in ihrer konstitutiven Nähe und Interferenz, in ihren Ein- und Ausschließungsmechanismen problematisiert werden. Regel und Ausnahme, Exemplarisches und Beispielloses, bilden in der Gegenwart keine strenge Opposition mehr, sondern eine paradoxe Simultaneität.⁸¹ »Regeln und Gesetze, Ausnahmen und Einschränkungen [werden] immer ähnlicher« (MoE, S. 823). Robert Musils Novelle *Tonka* beschreibt diese paradoxe Annäherung und macht dabei zugleich auf eine Korrespondenz des zeitgenössischen wissenschaftlich-statistischen und poetologischen Paradigmas aufmerksam: Tonkas Schwangerschaft ist weder Ausnahme noch Regel, sondern konstituiert einen Fall, dessen Abweichung immer im Bereich des Möglichen und gerade dadurch bei-

terscheidbare Begriffe. Vgl. Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt a. M. 2002, S. 32; vgl. auch Giuriato: *Poetik* (s. Anm. 72), S. 229.

74 KA/Lesetexte/Bd. 15 Fragmente aus dem Nachlass/Essayistische Fragmente/Das Essaybuch (1923–1927)/Das Gute in der Literatur/3.

75 KA/Lesetexte/Bd. 15 Fragmente aus dem Nachlass/Essayistische Fragmente/Das Essaybuch (1923–1927)/Das Gute in der Literatur/3 (Hervorhebung M. S.).

76 KA/Lesetexte/Bd. 15 Fragmente aus dem Nachlass/Essayistische Fragmente/Das Essaybuch (1923–1927)/Das Gute in der Literatur/3 (Hervorhebung M. S.).

77 Vgl. auch einen zeitgleichen Tagebucheintrag Musils mit ähnlicher Betonung: »Das bürgerlich Tragische mag der Widerstreit des Individuums gegen das Gesetz sein, das dichterisch Tragische ist der Widerspruch im Gesetz« (Tb I, S. 470).

78 KA/Lesetexte/Bd. 15 Fragmente aus dem Nachlass/Essayistische Fragmente/Das Essaybuch (1923–1927)/Das Gute in der Literatur/3.

79 KA/Lesetexte/Bd. 15 Fragmente aus dem Nachlass/Essayistische Fragmente/Das Essaybuch (1923–1927)/Das Gute in der Literatur/3.

80 KA/Lesetexte/Bd. 15 Fragmente aus dem Nachlass/Essayistische Fragmente/Das Essaybuch (1923–1927)/Das Gute in der Literatur/3.

81 Vgl. Giuriato: *Poetik* (s. Anm. 72), S. 226.

spielhaft für eine Moderne ist, in der kategoriale Grenzziehungen an Plausibilität verlieren. Das in *Tonka* inszenierte Ereignis der ›Ausnahme‹ beschreibt keinen Akt der Übertretung mehr, sondern evoziert einen infinitesimalen Prozess der Entdifferenzierung, in dem das Innen und Außen der Regel oszillieren.⁸²

Die historische Freilegung eines solchermaßen entdifferenzierten ›Möglichkeitsraums‹ jedoch birgt utopisches Potential – darauf verweist nicht zuletzt auch die Ausstattung Tonkas mit Attributen eschatologischer Verheißung.⁸³ Anomalien und Widersprüche sind in diesem Sinne nicht ausschließlich defizitär definiert, sondern erscheinen als Versprechen eines ›anderen Zustands‹, der die Aufforderung zu einer experimentellen, selbstverantwortlichen Schaffung neuer, möglicher Ordnungen impliziert.⁸⁴

Dem Chemiker fällt nach dem Tod Tonkas »vieles [...] ein, das ihn etwas besser machte als andre, weil auf seinem glänzenden Leben ein kleiner warmer Schatten lag« (GW II, S. 306). Die Erfahrung – wie auch Darstellung – der Ausnahme als einmalige, vorbildlose und spontane Durchbrechung der Kontinuität erhält somit eine genuin ethische, wertschöpfende Qualität:⁸⁵ »Dichtung ist lebendiges Ethos. [...] [E]ine Schilderung moralischer Ausnahmen. Aber von Zeit zu Zeit auch eine Zusammenfassung der Ausnahmen-moral.« (GW II, S. 971) So beschreibt Musil diese paradoxe, aber zugleich

82 Vgl. Giuriato: Poetik (s. Anm. 72), S. 229 f. Eine solche Verschiebung des Verhältnisses von Regel und Ausnahme stellt auch Agamben: Ausnahmezustand (s. Anm. 8), S. 35, fest: Während im 18. Jahrhundert die Ausnahme noch etwas »Inkommensurables« ist, das mit rechtlichen Begriffen nicht zu erfassen ist, ist die Moderne durch den Versuch gekennzeichnet, »die Ausnahme in die Rechtsordnung selbst einzuschließen, und zwar durch die Schaffung einer Zone der Unbestimmtheit«. Vgl. Giuriato: Poetik (s. Anm. 72), S. 230, Anm. 28.

83 Die spezifische Verheißung Tonkas besteht also darin, dass ihr ›Fall‹ den Chemiker aus seinen Denkgewohnheiten heraustreten und jenen Möglichkeitssinn entwickeln lässt, der Lebensentwürfe, Überzeugungen und soziale Verhältnisse immer wieder als »hypothetisch« zu reflektieren und adjustieren zwingt. Ein solches Denken der Potentialität, das – wie der statistische Raum – Wirklichkeit und Möglichkeit als zwei gleichberechtigte Seinsmodi behandelt, bildet zugleich die Voraussetzung von Musils Idee eines ›anderen Zustands‹. Das utopische Projekt eines neuen Selbst- und Wirklichkeitsverhältnisses, das im *Mann ohne Eigenschaften* zentral wird, ist in diesem Sinne bereits in *Tonka* aufgerufen als Erfahrung einer Entgrenzung, die dennoch in keinem Augenblick im Widerspruch zu einem exakten oder scientistischen Denken steht, vielmehr von diesem selbst attachiert wird.

84 Gilles Deleuze betont in diesem Sinne die immanente Verknüpfung von Prozessen der ›Deterritorialisierung‹, d. h. der Loslösung und Überschreitung von Ordnungsgrenzen und der ›Reterritorialisierung‹ als Neuschaffung: »Letztlich ist es unmöglich, zwischen Deterritorialisierung und Reterritorialisierung zu unterscheiden, da sie sich wechselseitig enthalten oder die beiden Seiten ein- und desselben Prozesses ausmachen« (zit. nach Friedrich Balke: Gilles Deleuze. Frankfurt a. M. u. a. 1998, S. 147 f.).

85 Auch Søren Kierkegaard bestimmt die Ausnahme als das höchste Maß an Individualität, das ein genuin singuläres, ethisches Leben der Verantwortung konstituiert. Gleichwohl fordert Kierkegaard eine Unterordnung der Ausnahme unter das Allgemeine. Vgl. M. Theunissen: Ausnahme, in: Joachim Ritter (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1: A–C. Basel 1971, Sp. 667 f.

immanent ethische Koinzidenz von Ausnahme und Regel in einer Poetik, die die Ausnahme nicht auszutreiben trachtet, sondern immer wieder aufs Neue die fluktuierenden, variablen Grenzen und Regeln des Regellosen selbst in den Blick nimmt.